

Material erst einmal aufzubieten, und sei es auch nur in Form eines Anhangs aller überlieferten Fälle und ihrer Grunddaten. Alternativ dazu setzt die Autorin auf ein „verstehendes“ Herangehen an die Quellen, wobei Siebenhüner dafür plädiert, den in den Prozessen gemachten Aussagen der „bigami“ vom Grundsatz her Vertrauen zu schenken. Dem ist an sich zwar nicht unbedingt zu widersprechen, nur hat die Annahme hier zur Folge, dass die Studie nur wenig über den Anteil der „Fiktion“, über den möglichen Einfluss von Topoi und Stereotypen in den Prozessausagen reflektiert, was bei anderem Vorgehen in eine vertiefte Analyse des Verhältnisses zwischen Diskurs über die Bigamie und Praxis derselben hätte münden können. Dies ist im übrigen nicht die einzige Thematik, für die man sich ein mehr an Informationen gewünscht hätte. So ist es geradezu erstaunlich, dass die Autorin, um nur ein Beispiel zu nennen, auf „alternativ“ zur Bigamie sich verhaltende Praktiken, angefangen bei der des Konkubinat, kaum eingeht. Dies mag daran liegen, dass entsprechende Daten für das Italien der Zeit gar nicht existieren (zu reinen Vergleichszwecken hätten aber auch Studien über andere Länder herangezogen werden können, und es fällt auf, dass nicht nur in diesem Punkt die französische Forschung so gut wie gar nicht ins Blickfeld der Autorin gerät). Zum Tragen kommt hier aber auch, dass Siebenhüner, sieht man von wenigen „Stippvisiten“ in andere römische Archive ab, ihre Studie allein auf die Bestände der Glaubenskongregation stützt. Ein Manko, das nun nicht mehr nur das Einholen möglicher Vergleichsdaten betrifft, sondern auch den Gewinn weiterer Informationen zu den Fällen, die die Autorin eigens behandelt. Der letztgenannte Punkt ist freilich nur ein Ausdruck des Bedauerns, dass die vielen, zum Teil bewegenden Lebensgeschichten, die in den Prozessen überliefert sind, in der Darstellung Siebenhüners nicht immer sehr detailliert geschildert werden. Vielleicht aber macht die Autorin dem interessierten Leser ja die Freude, den einen oder anderen besonders gut dokumentierten Fall noch einmal gesondert aufzurollen.

Paris

Albrecht Burkardt

Christoph Strohm: *Johannes Calvin, Leben und Werk des Reformators*, München 2009. 128 S, 5 Abb. Paperback ISBN 9-783406-562693.

Christoph Strohm bietet eine knappe Übersicht über das Leben und Werk von Johannes Calvin. Es erschien 2009 im ‚Calvinjahr‘, zum 500. Geburtstag des Reformators. Der Autor stellt Calvins Leben ausführlicher als seine Lehre dar; nur das letzte Viertel des Buches

bespricht die Grundlinien seiner Theologie, obwohl in den Skizzen von Calvins Lebensphasen selbstverständlich auch dessen theologische Entwicklung zur Sprache kommt. Präzise und knapp beschreibt Strohm Calvins Werdegang, wobei er seine humanistische und juristische Bildung herausarbeitet. In Übereinstimmung mit dem aktuellen Stand der Calvinforschung akzentuiert Strohm die sozialen, politischen und kirchenpolitischen Kontexte, die Calvins Leben, Werk und Wirkungsgeschichte weitgehend beeinflusst haben.

Charakteristischerweise beschreibt Strohm Calvin nicht als den isolierten Reformator, sondern als Akteur inmitten anderer Akteure. Diese Kontextualisierung korrigiert die ältere Calvinforschung, in der Calvin oft als der Mann eines Buches oder als genialer Solist beschrieben wurde. Zwei einflussreiche Personen werden besonders hervorgehoben: Luther und Bucer. Strohm bemerkt, dass sich der junge Calvin als Lutheraner verstand und auch von anderen als Lutheraner wahrgenommen wurde. Anfangs war er in mehrfacher Hinsicht ein Schüler des Wittenberger Reformators, sei es doch dass er nur aufgrund Luthers Mitarbeiter und seiner Bücher dessen Schüler genannt werden kann. Der andere Name, der genannt werden muss, ist Martin Bucer. In Übereinstimmung mit Courvoisier ist Strohm der Auffassung: Erst in Straßburg, also unter dem Einfluss Martin Bucers, sei Calvin Calvin geworden.

Calvins eigenes Profil Luther gegenüber beschreibt Strohm als einen durchaus moderneren Erfahrungshorizont, der mehr von der Frage nach Gottes Vorsehung und der richtigen Weise geprägt ist, ihm zu dienen, als von der Frage nach der Rechtfertigung angesichts der Angst vor der drohenden Verdammung. Während Luther von der mittelalterlichen Frömmigkeit bestimmt war, ist Calvins Erfahrungshorizont ein modernerer, schließlich war er Humanist. Hier findet Strohm einen der Gründe für die Attraktivität der Theologie Calvins im Kontext der Moderne. Ein anderer Grund sei das hohe Maß an Rationalität in Calvins Rede von Gott wie im Umgang mit der Welt. Dies führt, so schreibt Strohm, nicht zu ungläubigem Rationalismus. Calvins Theologie ist vielmehr geprägt durch die Frage nach der rechten Gotteskenntnis und der rechten Gottesverehrung im Lichte der *aequitas*.

Calvins theologische Genese arbeitet Strohm vor allem vor dem Hintergrund des Humanismus heraus, weniger im Licht von Calvins Studium der Kirchenväter. In einigen Details bleiben jedoch Fragen offen. Strohm glaubt beispielsweise, die Wurzeln von Calvins Akkommodationsbegriff in der Rhetorik zu finden, während die patristischen Hinter-

gründe dieses Begriffes bei Calvin weit zahlreicher sind. Strohm hält den Thesen von Max Weber und Ernst Troeltsch entgegen, dass man die Besonderheiten der kulturgeschichtlichen Wirkungen von Calvins Lehre im Gegensatz zu Martin Luthers Theologie nicht überbewerten dürfe; es gibt große Übereinstimmungen. Der Autor weist auf Spannungen sowohl in Calvins Theologie als auch in seiner Wirkungsgeschichte hin, weil einerseits seine Theologie ein demokratieförderndes Potential in sich birgt. Andererseits könnte Calvins Selbstverständnis, das sehr alttestamentlich geprägt ist, recht rigide wirken und somit in gewisser Weise Intoleranz fördern.

Alles in allem hat Christoph Strohm eine beeindruckend knappe und doch verständliche Übersicht von Calvins Leben und Werk dargelegt.

Apeldoorn

Arnold Huijgen

*Michael Tavuzzi: Renaissance Inquisitors. Dominican Inquisitors and Inquisitorial Districts in Northern Italy, 1474–1527 (Studies in the History of Christian Traditions 134), Brill: Leiden/ Boston 2007, XIII, 286 S., ISBN 978-90-04-16094-1.*

Das Interesse der mediävistischen Inquisitionsforschung richtet sich bis heute vornehmlich auf die erste Hochphase der mittelalterlichen Ketzerinquisition im 13. und beginnenden 14. Jahrhundert. Die Frühneuzeitforschung konzentrierte sich dagegen auf die Zeit nach der grundlegenden Restrukturierung der Römischen Inquisition durch Papst Paul III. im Jahr 1542. Erst mit der Schaffung des *Sanctum Officium* bzw. seines unmittelbaren Modells, der Spanischen Inquisition seit 1478, kann nach der einflussreichen These des amerikanischen Rechtshistorikers Edward Peters überhaupt von ‚der‘ Inquisition als Institution gesprochen werden. Aufgrund dieser Forschungskonstellation wurde der Auslaufphase der Inquisition um 1500 lange Zeit kaum Beachtung geschenkt. Dies hat sich seit einigen Jahren geändert; die durchaus beachtlichen Aktivitäten der Inquisitoren im Alpengebiet und in Norditalien, aber auch in den spanischen Niederlanden wurden intensiver erforscht. In diesen Trend fügt sich die vorliegende Arbeit ein. Ihr Untersuchungszeitraum endet mit dem Jahr 1527, nicht nur wegen der Zäsur des *Sacco di Roma*, sondern auch, weil mit der ersten Wahrnehmung der Lutherischen Gefahr sich jene Konstellation abzuzeichnen begann, die zur Reform von 1542 führte. Dass die Studie mit dem Jahr 1474 einsetzt, hat dagegen ihren Grund in den Quellen bzw. in der Methode: Mit diesem Jahr

setzt die serielle Überlieferung der Generalregister des Ordensmeisters der Dominikaner ein, aus dem man z. B. die Bestellung der Inquisitoren rekonstruieren kann. Der Autor nimmt seinen Zugang zum Thema mithin über die Personen der Inquisitoren, kaum über die in anderen Arbeiten im Mittelpunkt stehenden (aber für die meisten Regionen verloren gegangenen) Prozessprotokolle. Auf der Grundlage dieser und weiterer, ergänzender Quellen fertigt er fast einhundert mal ausführlichere, mal sehr knappe biographische Skizzen seiner Akteure und gewinnt damit in der Summe die Kollektivbiographie eines Berufsstandes im Untersuchungszeitraum. Die Biographien werden in einem Anhang gesondert präsentiert. Vor allem aber werden einzelne Personen und ihre Karriere im Text ausführlicher dargestellt und somit zu Repräsentanten bestimmter allgemeiner Trends. Regional konzentriert sich die Arbeit auf die Dominikaner-inquisitoren der weit in die alpinen Regionen des Nordens reichenden lombardischen Ordensprovinzen.

In seinem ersten Kapitel entwirft Tavuzzi ein bündiges Profil der inquisitorischen Infrastruktur und skizziert das professionelle Profil der Inquisitoren. Bereits vor 1474 hatte es wohl einen Trend der lombardischen Inquisitoren gegeben, ihre ursprüngliche Nomadenexistenz zugunsten fester Distrikte und Zuständigkeiten aufzugeben. Um 1500 kam es überdies zu einer Vermehrung der Inquisitionsdistrikte innerhalb der Ordensprovinz, was vor allem mit den Bestrebungen kleinerer weltlicher Herren wie der Grafen von Monterrat zusammenhing, ein eigenes Inquisitionstribunal innerhalb ihres Herrschaftsbezirks zu etablieren. Neben einem Stab kirchlicher Helfer (Vikare, Notare, Schreiber) und weltlicher Unterstützer (organisiert in der Bruderschaft vom Hl. Kreuz) gab es mancherorts bereits eine eigene *domus inquisitionis*, wengleich noch wesentlich bescheidener dimensioniert als im späteren 16. Jahrhundert. Ein typischer Inquisitor war gemäß den kanonischen Anforderungen über 40 Jahre alt, überdurchschnittlich gebildet und verwaltungserfahren (z. B. als Ordensprior). Nicht selten hatte er noch eine glänzende kirchliche Karriere vor sich. Ein zweites Kapitel schildert die Auswirkungen des ordensinternen Streites zwischen den Konventualen und den in der Eigentumsfrage strengeren observanten Kongregation der Lombardei. Letztere übernahmen im Laufe der Zeit immer mehr Inquisitionsdistrikte, was öfter – aber nicht immer – zu einer Intensivierung der inquisitorischen Tätigkeit führte. Ein drittes Kapitel verdeutlicht am Beispiel von drei Biographien, dass manche Inquisitoren ihr Amt mit wenig Eifer ausübten und eher als Finanzverwalter, Hof-